

Vicki Baum – *Menschen im Hotel*

(1929, estratto)

Genere: narrativa - romanzo

Uscito come romanzo d'appendice sulle pagine della «Berliner Illustrierte» dal 31 marzo al 29 giugno 1929, *Menschen im Hotel* viene pubblicato nello stesso anno in volume unico per l'editore Ullstein di Berlino in un'edizione che reca il significativo sottotitolo «Ein Kolportageroman mit Hintergründen», cifra dell'ironia con cui la scrittrice aveva concepito e realizzato l'opera. Il sottotitolo, infatti, offre un implicito commento metanarrativo sul *colportage*, giocando sulla contrapposizione tra gli stilemi del genere e gli «Hintergründe», quei continui richiami alla verità dei fatti che disvelano la natura finzionale del romanzo. Baum sceglie di destrutturare l'orizzonte d'attesa del lettore (quello che si attende un 'polpettone'), ribadendo con forza l'artificio letterario con cui va ad abbellire la realtà e a intensificare, esasperare i sentimenti. La voce che narra la storia dentro e fuori dall'hotel è talvolta esterna e impersonale, altre volte interna (come nel caso di Otternschlag), altre ancora onnisciente – in ogni caso ricorda al lettore con ironia, con un continuo riferimento al non-detto e con la divertita trasposizione degli stereotipi della letteratura di consumo, che il romanzo è una costruzione melodrammatica. D'altra parte, però, la storia della ricezione di *Menschen im Hotel* prende altre vie: il pubblico non coglie l'intento critico della scrittrice, si affeziona ai personaggi melensi (per non dire patetici) e alla storia tutta passioni e frenesia, tanto da rendere il testo un autentico best-seller. Persino il teatro (spettacolo per la regia di Gustav Gründgens, 1930) e il cinema (film di Edmund Goulding del 1932) cercheranno di sfruttare la popolarità di questo capolavoro della *Neue Sachlichkeit*.

La trama del 'group novel' si costruisce a partire da sei personaggi principali, all'inizio estranei tra loro, i cui destini si incrociano in un albergo di lusso nel 1929, poco prima del crollo della borsa. Simbolo del mondo della tradizione è il medico mutilato e sfigurato in volto durante la guerra Otternschlag, un vero e proprio misantropo, stanco della vita, a cui si contrappone l'aitante barone von Gaigern, il dandy. Questi cerca di presentarsi come uomo della modernità, del rischio, ma continua a comportarsi come la nobiltà pre-bellica: dedito ai sollazzi, pur essendo senza soldi si rifiuta di lavorare e preferisce dedicarsi al crimine. Vittima del suo fascino cade la ballerina *agée* Grusinskaja, imbalsamata in un corpo giovane che vive in una dimensione grottescamente astorica. Ella ritrova una ragion d'essere solo nell'amore – ricambiato – per il barone. Von Gaigern, però, finisce miseramente: viene ucciso per errore dal direttore generale Preysing. Misero uomo corrotto, Preysing non riesce a ritagliarsi un posto di rilievo nel mondo degli affari e può solo maltrattare i suoi dipendenti, come Klingelein. Questi, un contabile, si è da poco scoperto malato terminale e, dopo una vita trascorsa tra gli stenti della classe medio-bassa nella squallida provincia tedesca al fianco di una moglie insignificante, decide di rompere con il passato e di spendere tutti i propri averi per capire cosa significhi vivere davvero – un esempio di come l'uomo semplice percepisca la vita scintillante (notturna) è proposto nell'estratto che segue. Nella metropoli del piacere, Kringelein crede di trovare la realizzazione dell'immagine che egli ha della vita, immagine che egli si è creato leggendo libri e riviste; eppure, come un Faust contemporaneo, si accorge che non è tanto l'ebbrezza a dare l'impressione di vita, quanto l'accettazione

dei rischi della vita sociale. E in un finale rocambolesco il buon Kringelein trova anche l'amore, quello per Flämmchen, una giovane donna che ha capito come sopravvivere: adattandosi alle circostanze, sviluppando uno spiccato senso pratico, ma sapendo anche trovare dentro di sé, all'occorrenza, uno spirito materno. I due fuggono all'estero e si sottraggono al qui ed ora della finzione romanzesca, vivendo forse per sempre felici e contenti.

Vor ein Uhr nachts stehen nur wenige Schuhe vor den Zimmertüren des Grand Hotel. Alle Welt ist unterwegs, um den kochenden, tobenden, elektrisch glänzenden Großstadtabend einzuschlucken. Das Nachtstubenmädchen gähnt hinten in der kleinen Office am Ende des Ganges, in jeder Etage ein todmüdes Mädchen, das tugendhaft und verblüht ist. Die Pagen haben um zehn Uhr Schichtwechsel gehabt, aber auch die neue Garnitur hat unter den schief gesetzten flotten Käppis die fieberhaft glänzenden Augen von Kindern, die nicht rechtzeitig ins Bett gekommen sind. Der schlechtgelaunte Einarmige beim Lift wurde um Mitternacht von einem andern schlechtgelaunten Einarmigen abgelöst, auch der Portier Senf hat seinen Platz dem Nachtportier überlassen, er fährt sinnloserweise noch gegen elf Uhr zur Klinik hinaus, und seine Zähne klappern vor Aufregung. Daß er dort von einer unfreundlichen Schwester Pförtnerin nach Hause geschickt wird mit der Weisung, es könne noch vierundzwanzig Stunden dauern, bis das Kind käme, ist seine Privatangelegenheit und betrifft nicht das Hotel. Das Hotel ist um diese Zeit reichlich vergnügt. Im gelben Pavillon tanzt man, Mattonis kaltes Büfett ist schon sehr geplündert, er lacht mit seinen Negeraugen, säbelt Roastbeefscheiben ab und mischt Maraschino in eisgekühlte Obstsalate. Die Ventilatoren sausen und spucken schlechte Luft in die Höfe des Hotels, im Kuriersaal des Souterrains sitzen die Chauffeure und reden Übles über ihre Herrschaften, sie sind reizbar, die Chauffeure, weil sie nicht trinken dürfen, solange sie im Dienst sind. In der Halle sitzen die Gäste aus dem Reich und sind verwundert und schwach empört über die Gäste aus Berlin, über die Herren mit den Hüten im Genick und den lauten Handbewegungen und über die Malerei auf den Damengesichtern. Rohna, der frisch und mit Toilettenessig abgerieben durch die Halle kommt, denkt: Es ist wahr, daß unser Nachtpublikum nicht first class ist. Aber – que voulez vous – nur schlechtes Publikum bringt Geld in die Bude ...

Kurz vor ein Uhr landete Herr Kringelein in der Hotelbar, wo er sich müde hinter ein kleines Tischchen quetschte, um mit schwimmenden Augen in die Welt zu starren. Um die Wahrheit zu sagen, war dieser Kringelein todmüde, aber er hatte den Eigensinn, den Kinder an ihren Geburtstagen haben – er wollte einfach nicht ins Bett. Ohnedies war ihm so zumute, als schliefe er schon, alles kam so wirr und geträumt und fieberhaft in sein Hirn, Lärm und Geflirr von Stimmen, Musik, alles war ganz nah bei ihm und zugleich sehr weit entfernt, gar nicht wirklich. Die Welt sauste so sonderbar und brachte ihn, alles in allem, in einen wunderlichen Zustand von Besoffenheit ohne Alkohol. Im Alter von zehn Jahren hatte dieser Kringelein einmal die Schule geschwänzt, er war aus Angst vor einem Diktat in den warmen Nebelmorgen hinausgelaufen, die Richtung nach Mickenau zu, war dann von der Chaussee ab und zwischen Feldern hingetrödelt, hatte, während die Sonne stechend zu scheinen begann, sich hingelegt und mit dem Kopf in einem Kissen von Klee geschlafen. Er war in eine Au am Fluss geraten und hatte dort unmäßige Mengen von Himbeeren gefunden und ver-

zehrt. Nie im Leben vergaß er das Summen der großen Sumpfmücken, die sich an seinen nackten Beinen und seinen beerenduftenden roten, saftbesmiedelten Fingern festsogen, die zwischen Dornen und Brennesseln Himbeeren, Fäuste voll Himbeeren hervorholten. Dieses berauschte Gefühl der Fülle, der Angst, des leise und fieberhaft Unheimlichen und die niederträchtige Freude an der Missetat - diesen Rausch des Ausbrechers spürte er jetzt wieder, zwischen ein und zwei Uhr nachts, in der Bar des teuersten Hotels von Berlin. Auch die peinigenden Mücken waren gewissermaßen dabei; sie hatten die Gestalt von Zahlen angenommen und pikten in das Hirn eines kleinen Buchalters, der sein Leben lang gerechnet hatte und nun nicht damit aufhören konnte.

Neun Mark beispielweise kostet eine Portion Kaviar. Kaviar ist eine Enttäuschung, findet Kringelein. Schmeckt wie Hering und kostet neuen Mark. Kaviar ist eine Enttäuschung, findet Kringelein. Schmeckt wie Hering und kostet neun Mark. Heiß und kalt hatte Kringelein vor dem herangerollten Nägelchen mit den hors d'œuvres gesessen, beobachtet von drei übelwollenden Kellnern. Das Menü – 22 Mark mit Trinkgeld – hatte er stehen lassen müssen, weil sein kranker Magen revoltierte. Burgunder war ein dicker saurer Wein, der in einer Art von Kinderwagen lag, wie ein Baby. Reiche Leute hatten einen komischen Geschmack, wie es schien. Daß er falsch angezogen war und mit den unterschiedlichen Bestecken falsch hantierte, hatte Kringelein bald bemerkt, denn er war ja nicht dumm und sehr bereit zu lernen. Ein verdammtes nervöses Zittern war er den ganzen Abend nicht losgeworden, und mit Verlegenheiten durch Trinkgelder, falsche Ausgänge, mit verwirrten Fragen und kleinen Peinlichkeiten aller Art war der Abend voll gewesen. Aber er hat auch seine großen Momente gehabt, dieser erste Abend eines reichen Mannes. Zum Beispiel die Schaufenster. In Berlin sind die Schaufenster auch nachts beleuchtet, und die Fülle der Welt liegt darin zu Haufen gestapelt. »Das alles kann ich mir kaufen«, ist ein fieberhafter und berauschend neuer Gedanke für einen Kringelein. Oder zum Beispiel ist Kringelein im Kino gewesen – in Berlin kann man um halb zehn Uhr abends noch ins Kino gehen – und hat sich einen Logenplatz geleistet. Auch in Fredersdorf geht man ins Kino, dreimal wöchentlich ist Vorstellung in Zickenmeiers Lokalitäten, wo sonst der Gesangverein seine Übungen abhält. Auch Kringelein war schon dabei gewesen, ein- oder zweimal, er saß mit seiner geizigen Anna ganz vorn, auf dem billigsten Platz, zwischen den Fabrikarbeitern, schraubte den Kopf steil aufwärts und startete die riesengroßen und verzerrten Gestalten auf der Leinwand an. Daß der Film, von einem teuren Platz aus besehen, ein völlig anderes Gesicht zeigte, daß er dem Leben selber glich, wenn man nur Geld genug dafür bezahlen konnte, war eine der großen Erkenntnisse des Abends. Kringelein schüttelte in der Erinnerung noch lächelnd den Kopf. Nebstbei: Dieser Film aus St. Moritz zeigte eine wunderbare, eine unwahrscheinliche Welt. Kringelein in seiner Barecke beschließt, nach St. Moritz zu fahren. Nicht nur für die Preysings sind diese Berge und Seen und Täler hingepflanzt ... denkt er; sein Herz trommelt bei diesem Gedanken, der ihn immer wieder überfällt. In Menschen, denen der Tod sicher ist, lebt eine süße, bittere und triumphierende Freiheit. Kringelein findet nur kein Wort für das, was ihn manchmal aufpumpt, daß er mit einem heftigen Seufzen sich Luft schaffen muß ...

»Erlauben Sie –«, sagte Doktor Otternschlag mitten in seine kreiselnden Gedanken und schob seine knöchigen Knie unter Kringeleins Tischchen. »Es ist kein einziger Platz mehr frei in dieser verdammten Bar. Total verbautes Lokal. Louisiana-Flip«, sagte er zum Kellner und legte seine dünnen Finger auf die Tischplatte zwischen sich und Kringelein, wie zehn kalte, schwere Stangen aus Metall.

»Sehr erfreut«, sagte Kringelein vornehm; »außerordentlich erfreut, den Herrn nochmals zu sehen. Der Herr waren so gütig gegen mich – glauben nicht, daß ich das vergesse. Nein, wirklich –«

Otternschlag, dem seit ungezählten, verödeten Jahren niemand gesagt hatte, daß er gütig sei, mit dem seit zehn Jahren überhaupt keine Menschenseele Gespräche geführt hatte, spürte einen leichten Hohn, vermischt mit einer gewissen Annehmlichkeit, bei den wiederholten Dankesbezeugungen des Herrn aus Fredersdorf. »Na – prost«, sagte er und kippte seinen Flip hinunter. Kringelein, der etwas Sinnloses bestellt hatte, das er sich nun nicht zu trinken getraute, nippte an der kupfernen Flüssigkeit im flachen Nickelbecher. »Der Betrieb hier hat etwas Verwirrendes zunächst«, sagte er schüchtern. »Hm«, erwiderte Doktor Otternschlag. »Zunächst ja. Wird auch nicht schöner, wenn man Stammgast ist. Nein. Noch’n Louisiana-Flip.«

»In Wirklichkeit sieht doch alles anders aus, als man sich’s vorstellt«, sagte Kringelein, den sein scharfer Cocktail nachdenklich machte. »Man lebt ja heutzutage auch in der Provinz nicht außerhalb der Welt. Man liest die Zeitung. Man geht ins Kino. Man sieht alles in den illustrierten Blättern. Aber in Wirklichkeit schaut es eben doch anders aus. Ich weiß zum Beispiel: Barstühle sind hoch. Sie sind aber gar nicht so hoch, finde ich. [...]«